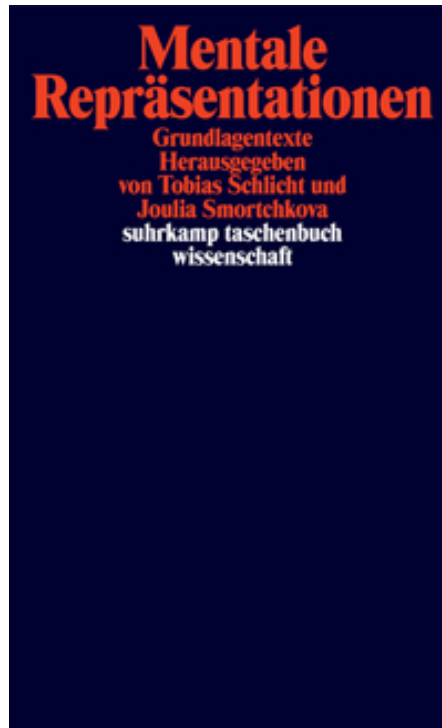


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schlicht, Tobias / Smortchkova, Joulia

Mentale Repräsentationen

Grundlagentexte

Herausgegeben von Tobias Schlicht und Joulia Smortchkova

© Suhrkamp Verlag

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2226

978-3-518-29826-8

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2226

Der Begriff der mentalen Repräsentation spielt eine zentrale Rolle in Theorien über geistige Phänomene und Mechanismen der Informationsverarbeitung. Philosophen, Psychologen und Neurowissenschaftler diskutieren lebhaft darüber, wie es uns beziehungsweise unserem Gehirn gelingt, die Welt zu repräsentieren, und was mentale Repräsentationen genau sind. Der Band versammelt die zentralen Texte der Debatte – von Ned Block und Fred Dretske bis zu Jerry Fodor und Ruth Millikan – erstmals in deutscher Übersetzung. Ein Grundlagenwerk zur Philosophie des Geistes und der Kognitionswissenschaft.

Tobias Schlicht ist Lichtenberg-Professor für Philosophie des Bewusstseins und der Kognition am Institut für Philosophie II der Ruhr-Universität Bochum.

Joulia Smortchkova ist Postdoktorandin an der Fakultät für Philosophie der Universität von Oxford und assoziierte Forscherin am St. Cross College.

Mentale Repräsentation

Grundlagentexte

Herausgegeben
von Tobias Schlicht und
Joulia Smortchkova

*Aus dem Englischen
von Jürgen Schröder*

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2018

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2226

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29826-8

Inhalt

Vorwort	7
<i>Tobias Schlicht und Joulia Smortchkova</i>	
Einleitung	9
I. Klassische Texte	
<i>Stephen E. Palmer</i>	
Grundaspekte kognitiver Repräsentation	45
<i>Jerry A. Fodor</i>	
Propositionale Einstellungen	114
<i>Zenon W. Pylyshyn</i>	
Die erklärende Rolle von Repräsentationen	149
<i>Hartry H. Field</i>	
Mentale Repräsentation	187
<i>Gilbert Harman</i>	
Begriffliche Rollensemantik	254
<i>Fred Dretske</i>	
Wenn man etwas nicht herstellen kann, weiß man nicht, wie es funktioniert	280
<i>Ned Block</i>	
Der Geist als Software des Gehirns	305
<i>Robert Cummins</i>	
Repräsentation und Isomorphie	373

II. Texte aus der jüngeren Debatte

Ruth G. Millikan

Biosemantik (2009) 415

Daniel D. Hutto und Erik Myin

Das schwierige Problem des Gehalts 437

Frances Egan

Wie man sich geistigen Gehalt vorstellen sollte 465

William Ramsey

Muss Kognition repräsentational sein? 499

Andy Clark

Radikal prädiktive Verarbeitung 528

Textnachweise 562

Hinweise zu den Autorinnen und Autoren 564

Vorwort

Dieser Band versammelt Texte aus der Debatte über mentale Repräsentation und die Naturalisierung der Intentionalität. Er ist konzipiert als Reader für Seminare in der Philosophie des Geistes, richtet sich aber gleichermaßen an Studierende in der Psychologie sowie den Neuro- und Kognitionswissenschaften, die sich über die theoretischen Grundlagen ihres Fachs informieren möchten.

Alle Texte erscheinen hier erstmals in deutscher Übersetzung. Die Auswahl mag manche Leserinnen und Leser überraschen, denn alternative Texte gibt es zuhauf. Sie ist erstens durch das Ziel motiviert, Dopplungen zu vermeiden, denn einige klassische Texte aus den Debatten der 1980er und 1990er Jahre, insbesondere zum Computermodell des Geistes unter anderen von Alan Newell und Herbert Simon, Marvin Minsky, Ned Block, Jerry Fodor und John Searle, sind bereits in dem Band *Kognitionswissenschaft* auf Deutsch verfügbar. Peter Bieris Buch *Analytische Philosophie des Geistes* ergänzt wichtige Beiträge von Roderick Chisholm, Daniel Dennett und Wilfrid Sellars. Weitere einschlägige Aufsätze zum Thema von Jose-Luis Bermudez, Andy Clark und David Chalmers, Robert Cummins, Jerry Fodor, Fred Dretske und anderen stellt der *Grundkurs Philosophie des Geistes* bereit. Schließlich erschien unlängst der Band *Philosophie der Verkörperung*, in dem die Debatte über die Natur des Geistes, fokussiert auf die Rolle des Körpers (mit Beiträgen beispielsweise von John Haugeland, Rodney Brooks, Shaun Gallagher und Jonathan Cole) sowie die Rolle der Umgebung (mit Texten etwa von Andy Clark, Fred Adams, Kenneth Aizawa, J. Kevin O'Regan, Alva Noë oder Susan Hurley) fortgeführt wird. Der vorliegende Band mit wichtigen klassischen Texten aus der Philosophie und Kognitionswissenschaft versteht sich als Ergänzung zu dieser Literatur.

Die Auswahl der Texte ist zudem zweitens dadurch motiviert, dass die einschlägigen und mittlerweile klassischen Texte in einen Dialog gebracht werden mit Texten von Autoren, die in den gegenwärtigen Debatten über das Schicksal und die Form mentaler Repräsentation diskutieren und so einen Einblick in die neuesten theoretischen Entwicklungen zur Fundierung der Kognitionswissenschaften gewähren.

Wir danken den Autoren und ihren Verlagen für die Erlaubnis, diese Texte hier verwenden zu dürfen. Besonderer Dank gebührt Jürgen Schröder für seine kompetenten Übersetzungen aller Beiträge sowie Giulia Weißmann und Nike Zohm für ihre Unterstützung bei der endgültigen Bearbeitung der Druckfassung. Auch Jan-Erik Strasser und Philipp Hölzing vom Suhrkamp Verlag danken wir für die konstruktive Begleitung des Projekts und zahlreiche hilfreiche Hinweise.

Köln und Oxford, im März 2018
Tobias Schlicht und Joulia Smortchkova

Einleitung

Der amerikanische Philosoph William Ramsey beginnt sein viel diskutiertes Buch *Representation reconsidered* folgendermaßen: »Es ist mittlerweile wohl ein Klischee zu behaupten, dass die wichtigste explanatorische Entität in der heutigen Kognitionsforschung der Begriff der Repräsentation ist. Wie die meisten Klischees trifft es zu.« (Ramsey 2007, S. xi) Ähnlich gesteht der Psychologe George Miller, einer der Gründungsväter der Kognitionswissenschaft, dass »die ursprüngliche Vision einer Einheitswissenschaft, die die repräsentationalen und komputationalen Fähigkeiten des menschlichen Geistes und ihre strukturelle und funktionale Realisierung im menschlichen Gehirn aufdeckt, immer noch eine Anziehungskraft besitzt, der ich nicht widerstehen kann« (Miller 2003, S. 144). Und schon 1975 war der kürzlich verstorbene Jerry Fodor der Ansicht, die von ihm maßgeblich entwickelte Komputational-Repräsentationale Theorie des Geistes (KRTG) sei die einzige ernstzunehmende Theorie mentaler Vorgänge (Fodor 1975).

Der Begriff der mentalen Repräsentation bildet seit der »kognitiven Revolution« der 1950er Jahre das Herzstück der Kognitionswissenschaft und die Grundlage von Forschungsprojekten in den Neurowissenschaften, der Psychologie, der Linguistik und den Forschungen zur Künstlichen Intelligenz, in der kognitiven Anthropologie und Ethologie wie auch in der Philosophie des Geistes. In all diesen Fächern werden mentale Repräsentationen zur Erklärung geistiger Fähigkeiten wie Sprache und Wahrnehmung, Erinnern oder vernünftiges Schließen und Handeln herangezogen, ja, für viele Philosophen läuft ein Verständnis des Begriffs der mentalen Repräsentation sogar darauf hinaus, das Wesen des Denkens selbst zu begreifen.

1. Mentale Repräsentationen in der Kognitionswissenschaft

Eine mentale Repräsentation ist eine geistige Entität mit semantischen Eigenschaften. Diese Eigenschaften beinhalten das wesentliche Merkmal, »für etwas anderes zu stehen« oder »einen Inhalt zu haben«. Die Repräsentation bezieht sich auf, bezeichnet oder handelt von etwas, das (in der Regel) außerhalb der Repräsentation selbst liegt. Der Inhalt einer mentalen Repräsentation legt die Bedingungen fest, unter denen die Referenz erfolgreich ist oder scheitert (der Inhalt kann wahr oder falsch sein, erfüllt oder unerfüllt). Beispiele für solche Repräsentationen sind Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen und Wahrnehmungen. Mentale Repräsentationen werden vornehmlich eingeführt zur Erklärung des flexiblen intelligenten Verhaltens von Lebewesen (siehe dazu den Text von Zenon Pylyshyn in diesem Band). Intelligentes Verhalten setzt demnach die Fähigkeit voraus, die Welt als in bestimmter Weise seiend zu repräsentieren – und je genauer die Repräsentation, desto erfolgreicher das Verhalten (Varela 1988). Damit setzt sich die Kognitionswissenschaft in ihrer Gründungsphase in den späten 1950er Jahren von dem bis dahin vorherrschenden behavioristischen Paradigma ab, das ein simples Reiz-Reaktions-Schema zugrunde legte. Typisch für die Kognitionswissenschaft sind drei Beschreibungsebenen des Verhaltens (Marr 1982, Dennett 1987): Grundlegend ist erstens die physikalische Beschreibungsebene, die allein auf die Zusammensetzung eines Systems und die physikalischen Gesetzmäßigkeiten, denen es unterliegt, Rücksicht nimmt. Um das Verhalten eines Steins zu beschreiben, müssen lediglich physikalische Parameter dieser Art bekannt sein. Zweitens gibt es die funktionale Beschreibungsebene: Das Verhalten meines Weckers lässt sich am besten dadurch beschreiben, dass man auf seinen Gestaltungszweck und seine Funktionsweise Bezug nimmt. Das Material, aus dem er besteht, ist dabei zweitrangig. Drittens gibt es schließlich die repräsentationale Ebene, die insbesondere Pylyshyn im vorliegenden Beitrag von der funktionalen Ebene unterscheidet. Sie trägt deshalb entscheidend zur Erklärung des Verhaltens eines komplexen Systems (wie zum Beispiel eines Menschen) bei, weil mentale Repräsentationen als physikalisch realisierte Codes in kausale Relationen eintreten können. Wegen der zentralen Rolle dieser Entität

ten wurde die Kognitionswissenschaft in der Folge vornehmlich zur Wissenschaft interner Repräsentationen, wie schon ein erster Blick auf die beteiligten Felder zeigt.

Linguistik

Noam Chomskys (1959) ausführliche Rezension von B. F. Skinners Buch *Verbal behavior* gilt als eines der Gründungsdokumente der Kognitionswissenschaft, da sie zahlreiche Probleme für Skinners behavioristische Theorie des Spracherwerbs anführte. In der Folge revolutionierte Chomsky die Linguistik; mentale Repräsentationen spielten fortan eine unersetzliche Rolle. Er schlug vor, dass alle Menschen mit einem angeborenem Wissen über sprachliche Prinzipien ausgestattet sind, der sogenannten Universalgrammatik, die allen natürlichen Sprachen zugrunde liegt. Beim Erwerb einer konkreten Sprache justieren die Sprecher lediglich die Parameter ihrer einzelsprachlichen Grammatik auf der Basis des Inputs der Sprachgemeinschaft. Auch wenn zum Beispiel die Stellung des grammatischen Subjekts in Sätzen verschiedener Sprachen differiert, so haben doch alle Sprachen ein solches Subjekt. Die Linguistik wird daher von den meisten Forschern als Untersuchung einer bestimmten Form mentaler Repräsentation verstanden, die unserem Sprachvermögen zugrunde liegt. Chomskys unbewusste mentale repräsentationale Struktur dient Jerry Fodor (1975) später als Vorbild für seine Theorie einer Sprache des Denkens, für die er auch in seinem Beitrag zu diesem Band argumentiert. Auch Ned Blocks Beitrag diskutiert diese Theorie und verteidigt sie gegen John Searles klassisches Argument des Chinesischen Zimmers.

Kognitionspsychologie und Alltagspsychologie

Mentale Repräsentationen, verstanden als theoretische Konstrukte sowohl in den empirischen Wissenschaften als auch in der Philosophie, haben ihre Wurzeln in unserem naiven, vorthoretischen Verständnis des Geistigen. Philosophen haben unsere Fähigkeit, auf überraschend erfolgreiche Weise das alltägliche Verhalten Anderer durch die Zuschreibung von gehaltvollen Überzeugungen und Wünschen effizient zu erklären, auch »Alltagspsychologie« genannt (Sellars 1957, Churchland 1981). Wenn eine Person zum Kühlschrank geht, um sich ein Stück Kuchen herauszunehmen, dann machen wir uns ihr Verhalten dadurch verständlich,

dass wir auf ihren *Wunsch* nach Kuchen und ihre *Überzeugung*, dass sich im Kühlschrank Kuchen befindet, Bezug nehmen. Die Alltagspsychologie mag manchen trivial erscheinen; die Fähigkeit jedoch, Andere als Wesen zu begreifen, deren Handlungen durch ihre Überzeugungen, Wünsche und Absichten geleitet sind, gehört zu den grundlegendsten menschlichen Fähigkeiten und liegt allen anspruchsvollen sozialen Interaktionen zugrunde, zu denen Menschen fähig sind (Schlicht 2018). Ob unsere alltagspsychologischen Begriffe von Überzeugungen, Erinnerungen, Vorstellungen usw. einen legitimen Platz in der Kognitionswissenschaft haben, ist durchaus umstritten. Repräsentationale Strukturen sind allerdings zentral für die Erklärung kognitiver Leistungen, auch wenn sich Vertreter einer Repräsentationalen Theorie des Geistes über die Natur und das Format solcher Repräsentationen uneinig sind.

Entwicklungspsychologie

Mentale Repräsentationen sind folglich auch bedeutsam in der Entwicklungspsychologie, die sich auf die Erklärung der Genese kognitiver Fähigkeiten konzentriert (Barresi und Moore 1996). Zunächst treten Kinder in dyadische Beziehungen entweder zu Objekten oder zu anderen Personen, sie spielen zum Beispiel mit Bauklötzen oder interagieren mit ihren Eltern. Erst gegen Ende des ersten Lebensjahres sind Kinder dazu in der Lage, in Szenen geteilter Aufmerksamkeit triadische Beziehungen sowohl zu einem Objekt als auch zugleich zu einer Bezugsperson zu etablieren (Tomasello 2001). Eine zentrale Frage der Entwicklungspsychologie lautet, ab welchem Zeitpunkt heranwachsende Kinder Andere mittels Zuschreibung von Überzeugungen und Wünschen verstehen, die sie zugleich als repräsentationale Zustände auffassen. Diese Fähigkeit wird auch als »Theorie des Geistes« bezeichnet (Gopnik und Wellman 2012). Als Lackmustest dafür, dass Kinder die repräsentationalen Zustände Anderer repräsentieren und verstehen, das heißt Metarepräsentationen entwickeln, gilt der *False Belief Test*. In diesem experimentellen Paradigma muss das Kind anhand einer Geschichte die falschen Überzeugungen einer anderen Person über die Welt verstehen, erschließen und zuschreiben. Heinz Wimmer und Josef Perner (1983) erfanden die Figur Max, der in Anwesenheit der Mutter Schokolade in eine Schublade in der Küche legt und danach die Szene verlässt. In seiner Abwesenheit nimmt die

Mutter die Schokolade heraus und legt sie in den Kühlschrank. Nun wird das Kind gefragt, wo Max wohl die Schokolade suchen werde, sobald er zurückkehrt. Wenn es antwortet, dass Max in der Schublade nachsehen werde, hat es verstanden, dass Max die falsche Überzeugung hat, dass sich die Schokolade noch dort befindet. Die Fähigkeit, die nach Möglichkeit *falschen* Überzeugungen Anderer zu repräsentieren, die sich nicht mit der Realität decken und von den eigenen Überzeugungen abweichen, markiert einen außerordentlichen Einschnitt in der kognitiven Entwicklung des Kindes. Alison Gopnik und Henry Wellman (2012) sprechen von einer kopernikanischen Wende, bei der das Kind seine Theorie über geistige Zustände grundlegend ändert.

Kognitive Ethologie

Tiere haben geistige Fähigkeiten in ganz unterschiedlichem Maße (Wild 2008). Die begrifflichen Fähigkeiten etwa von Hunden und Graupapageien werden wie beim Menschen durch mentale Repräsentationen erklärt (Pepperberg 2000, Newen und Bartels 2007), während etwa bestimmte Wüstenameisen nach einer unsystematischen Suche nach Futter jederzeit auf direktem Wege zu ihrem Nest zurückfinden (Gallistel 1990), selbst wenn dieses nicht in Sichtweite liegt. Die Erklärung für diese bemerkenswerte Fähigkeit beruht auf etwas im Innern der Ameisen, eine Repräsentation des Ortes ihres Nestes, die es ihnen ermöglicht zu wissen, welche Distanz sie in welche Richtung zurücklegen müssen. Verhaltensweisen anderer Tiere müssen nicht durch die Annahme einer Repräsentation erklärt werden. Motten, die eine Lichtquelle umkreisen, stoppen dieses Verhalten sofort, sobald die Lichtquelle verschwindet. Indem sie die Lichtquelle gar nicht repräsentieren, können sie sich auch über den Ort der Lichtquelle nicht täuschen (Vosgerau et al. 2013). Das Verhalten von Bienen wiederum wird ebenfalls durch die Annahme mentaler Repräsentationen erklärt (Millikan 1989): Eine Biene führt einen Tanz auf, der die anderen Bienen exakt darüber *informiert*, in welchem Winkel zur Sonne sich der Nektar befindet. Zudem hat der Tanz die Funktion, so wird angenommen, die anderen Bienen dazu *aufzufordern*, zur Quelle des Nektars zu fliegen. Ruth Millikan glaubt in solchen Verhaltensweisen die primitivsten mentalen Repräsentationen in der Natur zu erkennen, nämlich solche, die nicht bloß entweder

informieren oder auffordern, sondern beides zugleich bewerkstelligen. Sie bezeichnet sie in ihrem Beitrag zu diesem Band deshalb als »Pushmi-Pullyu-Repräsentationen«.

Neurowissenschaft

Schließlich nimmt der Begriff der mentalen Repräsentation auch eine Schlüsselstellung in den zeitgenössischen Neurowissenschaften ein. Die kognitive Psychologie ist bereits stark verknüpft mit der experimentellen Untersuchung des menschlichen Gehirns auf dem Gebiet der »kognitiven« Neurowissenschaft. So wird zum Beispiel angenommen, dass die Funktion bestimmter neuronaler Aktivierungsmuster darin besteht, einen externen Reiz zu repräsentieren. Das Areal V₁, der primäre visuelle Cortex, soll die Orientierung, die Richtung sich bewogender Objekte und Farben repräsentieren, die Region V₄ wird mit Farben und die Region V₅/MT mit Bewegungsinformation in Verbindung gebracht. Sind diese Areale geschädigt, so fallen diese Wahrnehmungsfunktionen einzeln aus, und die Betroffenen können entweder keine Farben oder keine Bewegung mehr wahrnehmen (Koch 2005). Der Hirnforscher Antonio Damasio (2011) betrachtet es als zentrale Aufgabe von Neuronen in bestimmten Gebieten des Gehirns, den homöostatischen Zustand des gesamten Körpers eines Lebewesens zu repräsentieren, damit das Gehirn im Falle eines Ungleichgewichts entsprechende Maßnahmen ergreifen kann (zum Beispiel Neurotransmitterausschüttungen einzuleiten). Analog dazu gehen Vertreter der noch jungen Disziplin der sozialen Neurowissenschaft davon aus, dass bestimmte Neuronenverbände Handlungsabsichten repräsentieren können; sie sprechen in der Regel von Motorprogrammen oder einem »Wörterbuch der Handlungen« (Rizzolatti und Sinigaglia 2008). Die Entdecker der Spiegelneuronen vertreten die These, dass diese Neuronen motorische Handlungsprogramme enkodieren, die es uns erlauben, Handlungen auszuführen und bei anderen wiederzuerkennen. Denn die Neuronen feuern nicht nur, wenn man selbst eine bestimmte Handlung ausführt, zum Beispiel nach einer Kaffeetasse greift, sondern auch, wenn man bloß beobachtet, wie jemand Anderes diese oder eine ähnliche Handlung ausführt. Die Annahme, dass diese Neuronen repräsentieren, wird von den genannten Forschern nicht eigens verteidigt, sondern gehört zum Basisrepertoire der kognitiven Neurowissenschaft.

Dieser kurze Überblick zeigt, dass mentale Repräsentationen ein wesentliches Werkzeug vieler Disziplinen sind (einen umfassenden Überblick bieten die Beiträge in Stephan und Walter 2013). Zu den sich daran anschließenden philosophischen Fragen gehören die Folgenden: Wird der Begriff der mentalen Repräsentation in allen Fällen auf dieselbe Weise verwendet? Welches Format haben diese Repräsentationen? Gibt es auch nichtbegriffliche Repräsentationen? Eine philosophische Analyse muss herausarbeiten, worin ihr gemeinsamer Kern besteht, was mentale Repräsentationen letztlich ausmacht und ob der so entwickelte Begriff die an ihn gestellten Aufgaben erfüllen kann. Der folgende Abschnitt rekapituliert in aller Kürze die philosophische Geschichte, die zur Annahme mentaler Repräsentationen sowie zu der sich daran anschließenden Kritik geführt hat.

2. Brentanos Thesen, die analytische und die phänomenologische Tradition

Franz Brentano schlug 1874 den ursprünglich scholastischen Ausdruck der Intentionalität zur Charakterisierung des Geistigen vor:

Jedes psychische Phänomen ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die *intentionale (auch wohl mentale) Inexistenz* eines Gegenstandes genannt haben, und was wir, obwohl mit nicht ganz unzweideutigen Ausdrücken, die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt (worunter hier nicht eine Realität zu verstehen ist), oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Objekt in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise. In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehasst, in dem Begehren begehrt usw. Diese *intentionale Inexistenz* ist den psychischen Phänomenen ausschließlich eigentümlich. Kein physisches Phänomen zeigt etwas Ähnliches. (Brentano 1874, S. 124 f.)

Gemeint ist damit, dass Wahrnehmungen und Überzeugungen in der Regel von Gegenständen und Sachverhalten in der Welt handeln; dass Wünsche und Absichten sich auf mögliche Gegenstände und Ereignisse richten, die in Erfüllung gehen oder verwirklicht werden sollen; dass Handlungen auf das jeweils Intendierte bezo-

gen sind. Gedanken können aber auch von Objekten handeln, die entweder nicht mehr existieren, wie zum Beispiel Elvis Presley, oder gar niemals existiert haben, wie zum Beispiel der Weihnachtsmann oder die Einhörner. Daher ist das intentionale Gerichtetsein offenbar keine gewöhnliche Art von Beziehung.

Intentionalität und Repräsentation

Wie gelingt es uns, uns auf Dinge zu beziehen, die es nicht gibt? Um dies zu erklären, verfolgten Philosophen den Ansatz, intentionale Zustände als Repräsentationen aufzufassen. Dass meine Wahrnehmung auf die Kaffeetasse vor mir *intentional gerichtet* ist, wird als äquivalent zu der Behauptung angesehen, dass meine Wahrnehmung die Kaffeetasse *repräsentiert*. Intentionale Zustände sind durch einen *psychischen Modus* (Überzeugung, Wunsch, Wahrnehmung, Absicht usw.) und einen *Gehalt* ausgezeichnet, in dem ein Objekt, Ereignis oder Sachverhalt unter einem bestimmten Aspekt vorgestellt wird. Während alle intentionalen Zustände einen repräsentationalen Gehalt haben, muss der darin spezifizierte Gegenstand nicht existieren und ein darin ausgedrückter Sachverhalt nicht zutreffen.¹ In diesem Fall entspricht dem vorgestellten Gegenstand oder Sachverhalt kein Pendant in der Welt. Der psychische Modus gibt die Beziehung an, in der man zu dem Gehalt steht. Ich kann beispielsweise wahrnehmen, wünschen, hoffen oder befürchten, dass es regnet. Tim Crane (2001, S. 28-33) bestimmt die Struktur intentionaler Phänomene daher durch die Begriffe: Subjekt – Modus – Gehalt.

Da Brentano zufolge *alle* geistigen Phänomene durch »intentionale Inexistenz« (Brentano 1874, S. 124) charakterisiert sind, bezeichnet er Intentionalität als das Merkmal des Mentalen und fügt außerdem hinzu: »Kein physisches Phänomen zeigt etwas Ähnliches.« Intentionalität markiere somit eine scharfe Grenze zwischen Geistigem und Physischem. Diese beiden Thesen Brentanos, die auch unabhängig voneinander vertreten werden können, spielen in den gegenwärtigen Debatten über Intentionalität immer noch eine zentrale Rolle, auch wenn heute keine mehr mehrheitlich vertreten wird. Zwar findet seine These, Intentionalität sei das Merkmal des Mentalen, auch heute Anhänger im Lager des so genannten

1 Vgl. Searle 1983, S. 21 f., Crane 2001, S. 32.

Repräsentationalismus oder *Intentionalismus* (zum Beispiel Dretske 1995, Tye 1995, Byrne 2001, Crane 2001); allerdings war schon Brentanos Schüler Edmund Husserl nicht dieser Auffassung (Husserl 1984, V. Teil). Wie er verweist später auch Searle auf mentale Phänomene wie »Arten der Hochstimmung, Niedergeschlagenheit und Unruhe«, die nicht in Brentanos Sinne intentional seien, weil sie auf nichts Bestimmtes gerichtet seien (Searle 1983, S. 16.). Entsprechend unterscheiden Philosophen heute in der Regel zwischen paradigmatisch *intentionalen* geistigen Phänomenen wie Meinungen und Wünschen einerseits und *qualitativen* geistigen Phänomenen wie Empfindungen oder Stimmungen andererseits. Deutlich kommt dies in Richard Rortys Bemerkung zum Ausdruck: »Der Versuch, Schmerzen und Meinungen zusammenzukoppeln, erscheint ad hoc; sie scheinen außer unserer Weigerung, sie ›physisch‹ zu nennen, keine Gemeinsamkeiten zu haben.« (Rorty 1981, S. 33) Das Projekt der Repräsentationalisten besteht heute in erster Linie darin, das phänomenale Erleben durch Angabe einer repräsentationalen bzw. intentionalen Bedingung zu erklären (Tye 1995, Rosenthal 2005).

Die analytische Tradition: Propositionale Einstellungen

Brentanos zweite These, der zufolge mit der Intentionalität ein Kriterium gegeben sein soll, um Geistiges von Physischem grundlegend zu unterscheiden, wird im heute vorherrschenden Paradigma des Physikalismus nur noch selten vertreten. Der Physikalismus besagt, dass erstens alle geistigen Vorkommnisse durch physische Vorkommnisse (etwa Gehirnprozesse) *realisiert* und zweitens auch durch solche *erklärbar* sind (Kim 2004, S. 129). Eine grundlegende Verschiedenheit von Geistigem und Physischem, die durch die Intentionalität markiert sein könnte, weisen Physikalisten also zurück. Deutlich kommt dies in Hartry Fields Beitrag zu diesem Band zum Ausdruck, in dem er erklärt, dass jeder Materialist, der Überzeugungen und Wünsche wörtlich nimmt und zugibt, dass sie Beziehungen zwischen Menschen und Propositionen sind, aufzeigen müsse, dass die fraglichen Relationen nicht irreduzibel geistig sind. Hält man an Brentanos These fest, dass kein physisches Phänomen im relevanten Sinne intentional sei, stellt sich ein Dilemma, das Willard Van Orman Quine (1980) auf den Punkt bringt: Entweder hält man am Physikalismus fest und leugnet den Bereich

des Intentionalen, oder man akzeptiert die Realität intentionaler Phänomene, muss dann aber den Physikalismus verabschieden.

Die meisten Physikalisten wollen sich nicht zwischen diesen zwei Alternativen entscheiden müssen und versuchen daher aufzuzeigen, inwiefern Intentionalität im Besonderen und der menschliche Geist im Allgemeinen in natürlichen Prozessen gründen und den Methoden der Naturwissenschaften zugänglich sein können. Das Forschungsprogramm, den menschlichen Geist durch entsprechend basälere Konzepte verständlich zu machen, wird auch als »Naturalisierung« bezeichnet. Auch wenn wenig Einigkeit darüber besteht, welchen Bedingungen genau ein erfolgreicher Naturalisierungsversuch genügen muss, so kann das erforderliche Kriterium die Form einer Ausschlussbedingung annehmen: Eine Theorie ist nicht naturalistisch, wenn sie intentionales Vokabular enthält. Für Fodor (1987, S. 126) ist eine Erklärung der Intentionalität sogar nur dann naturalistisch, wenn sie weder intentionales noch semantisches noch teleologisches Vokabular enthält. Vertreter einer Teleosemantik wie etwa Fred Dretske (1986) und insbesondere Ruth Millikan (1984) und Karen Neander (2017) rekurrieren dagegen gerade auf teleologische Beschreibungen. Quine hält eine reduktionistische Begriffsanalyse, mit der man »aus dem intentionalen Vokabular ausbrechen« könnte, für unmöglich (1980, S. 379).

Auffällig ist, dass Quine sich auf die intentionalen Ausdrucksformen und den Zirkel intentionaler Ausdrücke konzentriert, während Brentano von Phänomenen spricht. Quine unterstellt Brentano, er habe »das scholastische Wort ›intentional‹ im Zusammenhang mit den Verben der propositionalen Einstellung und verwandten Verben [...] erneut zum Leben erweckt«, und bezeichnet dies als »Brentanos These von der Nichtreduzierbarkeit intentionaler Ausdrucksformen«. (Quine 1980, S. 378 f.) Das Kennzeichen der analytischen Tradition ist Dennett und Haugeland (1987, S. 385) zufolge exakt dieser taktische Rückzug auf die Untersuchung der Eigenschaften von *Sätzen* bzw. *Aussagen* über intentionale Phänomene anstelle der Untersuchung der Phänomene selbst. Diese Tradition beginnt wohl mit Roderick Chisholms (1956, 1957) ausführlicher Diskussion und Transformation von Brentanos Thesen. Der Inhalt mentaler Repräsentationen wird in dieser Tradition somit häufig als propositional angesehen, das heißt als Inhalt, der in einem *dass-Satz* mithilfe eines »mental Verbs« wiedergegeben

werden kann: *Peter glaubt, dass es regnet, Maria hofft, dass der Kaffee heiß ist* usw. Die analytische Philosophie konzentrierte sich fast ausschließlich auf diese propositionalen Einstellungen (siehe paradigmatisch Fodors Text in diesem Band). Chisholms Analysen sind dafür teils verantwortlich, da er Kriterien für das Vorliegen von Intentionalität angab, die allesamt mit der Intensionalität von Sätzen zu tun haben, das heißt der logischen Eigenschaft von Verben wie *glauben, wünschen, hoffen, beabsichtigen* usw., intensionale Kontexte hervorzurufen. Ein intensionaler Kontext ist einer, in dem bestimmte Schlussfolgerungen nicht wahrheitswerterhaltend sind. Aus der Wahrheit des Satzes *Peter glaubt, dass der Nikolaus Geschenke bringt* kann ich nicht folgern, dass es einen Nikolaus geben muss und dass er Geschenke bringt. Der Satz kann auch dann wahr sein, wenn es keinen Nikolaus gibt. Die Wahrheit des Satzes verlangt nur, dass Peter dies tatsächlich glaubt. Verben ohne Verbindung zu psychischen Akten produzieren hingegen extensionale Kontexte. Aus der Wahrheit des Satzes *Peter tritt gegen den Ball* kann ich folgern, dass sowohl Peter als auch der Ball existieren. Intensionale Kontexte entstehen auch durch die Ersetzung von Ausdrücken, die auf dasselbe Objekt referieren. Aus *Marilyn Monroe ist tot* und *Marilyn Monroe ist Norma Jean Baker* kann ich folgern: *Norma Jean Baker ist tot*. Wenn wir diese Ersetzung aber in dem Satz *Margret bezweifelt, dass Marilyn Monroe tot ist* vornehmen, dann kann der Satz seinen Wahrheitswert verändern. Denn wenn Margret nicht weiß, dass »Marilyn Monroe« und »Norma Jean Baker« sich auf dieselbe Person beziehen, dann bezweifelt sie nicht, dass Norma Jean Baker tot ist. Sie mag den Namen Norma Jean Baker noch nie gehört haben. Für Chisholm sind Kriterien dieser Art hinreichend zur Identifikation von Intentionalität (vgl. auch Barz 2004).

Doch liegt Chisholm hier falsch, denn Intensionalität ist keineswegs hinreichend für Intentionalität. Auch modale Ausdrücke erzeugen intensionale Kontexte, obwohl sie nichts mit mentalen Phänomenen zu tun haben (vgl. Crane 2003, S. 35).

Allerdings ging es Brentano keineswegs nur um den Status oder das Schicksal intentionaler *Verben*, denn zu seinen Beispielen zählen auch Liebe und Hass, die sich auf Personen beziehen und nicht einfach in Form eines *dass-Satzes* ausgedrückt werden können, also keine propositionalen Einstellungen sind. Wir lieben oder hassen

nicht, dass dies oder jenes der Fall ist. Wir lieben oder hassen in der Regel Personen oder Dinge und wünschen uns Eiscreme oder Ähnliches. Übersetzungen solcher Einstellungen zu Personen und Dingen in Sätze mit *dass-Klauseln* scheinen nur dazu da zu sein, um die Theorie zu retten (vgl. dazu Crane 2013, Kapitel 4). Interessanterweise argumentiert Uriah Kriegel (2016), dass gemäß Brentanos später Auffassung in der zweiten Auflage der *Psychologie vom empirischen Standpunkt* Intentionalität nicht als relationale Eigenschaft mentaler Zustände, sondern vielmehr als intrinsische Eigenschaft von Subjekten verstanden werde. Die Deutungen und Weiterentwicklungen von Brentanos Theorie der Intentionalität in der analytischen Philosophie beruhen also zum Teil auf Missverständnissen.

Das Schicksal der Alltagspsychologie

Hartry Fields klassischer umfangreicher Beitrag konzentriert sich ebenfalls auf propositionale Einstellungen und setzt sich insbesondere mit dem Verhältnis von mentalen Repräsentationen und dem in der analytischen Philosophie des Geistes und der Kognitionswissenschaft verbreiteten Funktionalismus auseinander. Die Position von David Lewis und Robert Stalnaker samt ihrer Semantik möglicher Welten weist Field dabei zurück. Quines Rede von der »Grundlosigkeit« der intentionalen Redeweise steht im Hintergrund von Paul Churchlands (1981) Prophezeiung, eine noch zu entwickelnde vollständige neurowissenschaftliche Theorie des Verhaltens werde in der fernen Zukunft die Alltagspsychologie ersetzen. Auch Daniel Dennett (1971, 1991) beschränkt sich auf die Analyse und den Status von Zuschreibungen intentionaler Zustände. Er sieht die Alltagspsychologie aber nicht wie Churchland in Konkurrenz zur Neurobiologie stehend. Vielmehr argumentiert er gerade für die Nützlichkeit der Strategie, zur Verhaltensvorhersage und -erklärung die »intentionale Einstellung« aus pragmatischen Gründen einzunehmen, wenn das Verhalten irgendeines Systems zu komplex ist, um es allein aus der »funktionalen« oder der »physikalischen Einstellung« heraus beschreiben zu können. Streng genommen hat nach dieser Auffassung aber *kein* solches »intentionales System« *wirklich* intentionale Zustände, weil gemäß Dennetts Materialismus nur die Beschreibungen aus der physikalischen Einstellung heraus Aussagen darüber machen, was *wirklich* existiert, während die Ausdrücke der Alltagspsychologie keine der-